**Predigt zu Lk 17,11–19 am 10.09.2023
(14. Sonntag nach Trinitatis und *Tag des offenen Denkmals*)
in der Peterskirche Heidelberg
von Salome Lang**

Liebe Gemeinde,

„Aber bist du nicht *dankbar*, dass du in einem so guten Krankenhaus gelandet bist?“, und: „Bist du nicht *dankbar*, dass du eine so liebevolle Familie um dich hast?“ – Sätze wie diese bekommt Kate Bowler häufig zu hören, als bei ihr Darmkrebs in fortgeschrittenem Stadium festgestellt wird. Sie ist 35, als sie die Diagnose bekommt, und steht mitten im Leben: Professorin für Kirchen­geschichte an einer renommierten amerikanischen Universität, Ehefrau und Mutter, Liebhaberin von Wein und Käse. Alles sehr schick und Social-Media-tauglich. Dann stellt der Krebs alles auf den Kopf; sie lernt zu leben im Tal des Todes, das ihr alltäglicher Aufenthaltsort wird.

Dass sie angesichts dessen kein einfaches Verhältnis zu Dankbarkeit hat, ist da nicht schwer zu verstehen.[[1]](#footnote-1) Zum einen ist Dankbarkeit Teil ihres „Werkzeugkastens“ im Umgang mit ihrer Krankheit, sagt sie: Dankbarkeit selbst dort entdecken, wo man gerade mitten in der tiefsten Krise steckt, kann ein riesiger Schatz sein. Zum anderen hört sich die *Forderung* von Dankbarkeit für sie oft so zutiefst zynisch an und gehört in die Kategorie dieser Dinge, die man niemals zu einer leidenden Person sagen sollte – Sätze der Kategorie: „Naja, aber zumin­dest…“, nach dem Motto: zumindest hast du nicht einen *noch* aggressiveren Krebs, zumindest hattest du *bisher* ein gutes Leben. Sätze, mit denen man zwanghaft auf etwas Positives hingewiesen wird, wenn einem doch gerade einfach nur zum Heulen zumute ist. Solche Sätze sammelt und entlarvt Kate Bowler in ihrem Buch „Alles passiert aus einem Grund und andere Lügen, die ich geliebt habe“.[[2]](#footnote-2)

Ich könnte mir vorstellen, dass die Menschen, um die es heute in unserem Predigttext geht, ein ähnlich kompliziertes Verhältnis zur Dankbarkeit haben. Auch sie kennen es allzu gut, das Tal des Todes. Ich lese aus Lk 17,11–19 (*BasisBibel*):

11Auf seinem Weg nach Jerusalem zog Jesus auch durch das Grenzgebiet von Samarien und Galiläa. 12Er kam in ein Dorf. Dort begegneten ihm zehn Männer, die an Aussatz erkrankt waren. Sie blieben in einiger Entfernung stehen 13und riefen laut: »Jesus, Meister, hab Erbarmen mit uns!« 14Jesus sah sie an und sagte zu ihnen: »Geht und zeigt euch den Priestern!« Noch während sie unterwegs waren, wurden sie geheilt und rein. 15Einer von ihnen kehrte wieder zurück, als er merkte, dass er geheilt war. Er lobte Gott mit lauter Stimme, 16warf sich vor Jesus zu Boden und dankte ihm. Und dieser Mann war ein Samariter! 17Da fragte Jesus ihn: »Sind nicht zehn Männer rein geworden? Wo sind denn die anderen neun? 18Ist sonst keiner zurückgekommen, um Gott die Ehre zu geben – nur dieser Fremde hier?« 19Und Jesus sagte zu ihm: »Steh auf, du kannst gehen! Dein Glaube hat dich gerettet.«

Auf der Grenze, im Dazwischen, irgendwo im Grenzgebiet von Samaria und Galiläa heilt Jesus zehn Menschen. Es ist ein Balanceakt für alle Seiten: Die Aussätzigen wagen sich in Rufnähe, und achten doch darauf, genügend Abstand zu halten, nicht die Reinheitsvorschriften der Tora zu verletzen. Ihr Leben bis dahin mag man sich kaum vorstellen: Als Menschen mit Aussatz – heute würden wir es Lepra nennen – wird ihr ganzer Körper langsam von dieser Krankheit zerfressen, und weil sie hochansteckend sind, vegetieren sie außerhalb der normalen Gesellschafts­strukturen vor sich hin. Sich da nach Jesus auszustrecken und ihm zuzurufen, ja zu schreien, er möge sich erbarmen, muss ein unglaub­licher Kraftakt und auch ein Risiko gewesen sein. Und auch Jesus bewegt sich auf einem schmalen Grat: Er möchte heilen, aber auch er will keine Gesetze brechen und achtet auf die Vorgaben der Hebräischen Bibel; daher heilt Jesus sie quasi im Vorbeigehen.

Es ist bestimmt nicht zufällig, dass die Geschichte auf einer Grenze spielt, ein Dazwischen, das vielleicht noch mehr ist als die geographische Trennung zweier Gebiete, sondern auch ein Entscheidungsraum. Die zehn Aussätzigen und Jesus befinden sich gemeinsam auf der Grenze und schlagen dann unterschiedliche Richtungen ein. Einer kommt zu ihm zurück, die neun anderen nicht.

Dem einen sagt Jesus am Ende zu: „Dein Glaube hat dich gerettet.“ – Auch so ein Satz, den viele Seelsorger:innen heute auf die No-Go-Liste von Dingen schreiben, die man im Gespräch eher vermeiden sollte. Oft hat er nämlich eine schräge Implikation: Dass Gesundwerden abhängig sei von innerer Einstellung oder Glaubens­überzeugung, würde heißen, dass nur unsere Höhen von Gott begleitet sind und unsere Tiefen bedeuten, dass Gott sich abwendet. Das ist nicht nur theologisch krude, sondern unglaublich frustrierend für Menschen, die umgekehrt in genau diesen Tiefen stecken und ins Gesicht gerieben bekommen: Da hast du offensichtlich nicht genug gebetet oder nicht genug geglaubt!

Aber ich denke ehrlich gesagt nicht, dass der Satz auch nur ansatzweise von Jesus so gemeint ist. In unserer Geschichte ist es sogar nicht einmal zwingend, dass er sich überhaupt auf die Heilung und das Gesundwerden bezieht. Denn Jesus sagt diesen Satz zu dem einen, der zurückkehrt – aber die neun anderen sind ja schließlich auch gesund geworden.

Was den einen von den neun letztlich unterscheidet, ist der Dank an Jesus und das Lob Gottes. Vielleicht bezieht sich die Zusage „Dein Glaube hat dich gerettet“ daher hier gar nicht auf die Heilung als solche, sondern vielmehr darauf, dass der eine seine Dankbarkeit an Gott richtet? Der Satz müsste dann eigentlich heißen: „Deine Dankbarkeit hat dich gerettet.“ Dann geht es in dieser Zusage Jesu darum, dass er sieht, wie dieser Mensch, dieser Fremde, von dem es vielleicht am wenigsten erwartet wurde, mit seiner Freude nicht bei sich selbst bleibt, sondern sich damit, ja mit seiner ganzen Existenz, an Gott wendet.

Ich frage mich aber: Was bewegt die neun anderen, dass sie nicht zurückkommen? Sind sie nicht dankbar? Wo bleiben sie, was machen sie? Martin Luther, der diesen Bibeltext geliebt und oft darüber gepredigt hat, stellte sich vor, wie die neun von den Priestern überredet werden, nicht zurückzukehren, und nahm das als Anlass zur Polemik gegen die katholische Kirche, die er in den Priestern verkörpert sah. Ich glaube eher, dass die Männer einfach unterschiedliche Arten haben, mit der Situation umzugehen. Ich stelle mir vor, wie sich alle erstmal vor den Priestern zeigen – vielleicht eine recht erniedrigende Erfahrung, untersucht zu werden auf Reste ihrer Krankheit, zitternd abzuwarten, ob der Daumen hoch gegeben wird oder nicht.

Ich stelle mir ihre Reaktionen vor, wenn es heißt: Ja, ihr seid wirklich gesund – auch wenn es niemand verstehen kann, die Priester damals vermutlich nicht und wir heute auch nicht so richtig. Ich stelle mir ihre Überwältigung vor, ihren Jubel. Vermutlich sind die meisten schnurstracks zu ihren Liebsten zurückgekehrt. Vielleicht sind sie auch in den Jerusalemer Tempel gegangen, den Ort, an dem für sie Gott wohnt und den sie so lange nicht mehr betreten konnten. Ganz ehrlich: dass sie da nicht den Umweg über Jesus gemacht haben, kann ich ihnen kaum verdenken. Der Umweg über Jesus ist nicht ganz selbstverständlich, geht in Momenten der Freude vielleicht schnell unter. Aber zugleich möchte ich ihnen doch zurufen: Ihr verpasst was! Denn diese Rückkehr ins Grenzgebiet verändert etwas ganz grundlegend.

„Wen das Schicksal an die Grenze seines Seins geführt […], der steht vor der Entscheidung, auf das, was er ist, zurückzufallen oder sich selbst zu überschreiten.“[[3]](#footnote-3) Das sagte Paul Tillich, der sein Leben selbst als „auf der Grenze“ beschreibt, in seiner berühmten Rede bei der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels.

Ich finde das auch eine gute Beschreibung dessen, was in der Erzählung passiert: Die einen fallen auf sich selbst zurück, während der andere sich ausstreckt und sich selbst überschreitet. Mit diesem Bild ist auch ganz passend beschrieben, was eigentlich in der Dankbarkeit passiert, was Dankbarkeit mit Menschen macht.

Dank als sich selbst überschreiten, sich ausstrecken – das hat etwas Übersprudelndes, Unkontrolliertes. Dankbarkeit heißt vor allem: anerkennen, dass keiner alleine leben kann, zulassen, dass wir Hilfe gebraucht haben. Im Predigttext reagiert der Mann aus Samaria, indem er sich auf den Boden fallen lässt. Vor Dankbarkeit niederfallen – das ist eine Geste, die wir heute kaum mehr machen; sie bleibt für die bewegendsten Momente reserviert, wenn uns ein Lebensereignis wirklich in die Knie zwingt, im wahrsten Sinn. Oder vielleicht für Fußballerinnen und Fußballer nach dem Torjubel. In katholischen Gottesdiensten ist sie aber sehr präsent, diese Geste: Sie hat sogar ihr eigenes Möbelstück bekommen, in Form der kleinen Kniebänkchen, bei denen man sich als Protestantin zurückhalten muss, sie nicht als Fußabsteller zu verwenden. Eigentlich war ich immer ganz froh, dass wir in evangelischen Kirchen diese Kniebänkchen nicht haben, weil für mich diese Geste eine Unterwürfigkeit suggeriert, mit der ich in meinem Glaubensleben nicht viel anfan­gen kann. Gerade heute denke ich mir aber: Schade eigentlich. Wir müssen uns andere Wege des Danks suchen, Gesten, Worte, Gesang. Vielleicht auch welche, die mehr das Ausstrecken betonen als das Kleinmachen, wenn Danken doch sich selbst überschreiten ist.

Eine besonders eindrückliche Erfahrung dazu, wie das aussehen kann, habe ich im Frühjahr bei meinem Forschungsaufenthalt in Princeton an der US-amerikanischen Ostküste gemacht: Jeden Montagmorgen habe ich dort im Chorraum der ehrwürdigen Universitätskirche die Woche mit Kirchenyoga begonnen und mich, von einer Studierendenpfarrerin angeleitet, ausgestreckt zu den bunten Kirchenfenstern, durch die das Morgenlicht strahlt. Herrlich schön! Eine Übung des Ausstreckens und der Dankbarkeit, die mir immer in Erinnerung bleiben wird. Für andere kann dieses Ausstrecken ganz anders aussehen, subtiler oder lauter. Wir haben auch hier so wunder­bare Kirchengebäude, die uns zu dieser Grenzüberschreitung einladen. Gerade heute, wo wir in der Peterskirche auch den Tag des offenen Denkmals feiern, bin ich dankbar für diese Orte des Dazwischen, in denen wir unsere Dankbarkeit einüben können. Damit sie auch für uns Teil unseres Werkzeugkastens wird, nicht als zwanghaft positive Einstellung, sondern als tiefe Klarheit darüber, dass wir verbunden sind und auf Hilfe angewiesen. Voneinander und ganz besonders von Gott.

*Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.*

1. Vgl. <https://www.youtube.com/watch?v=QVKvVmmB-fM> (aufgerufen am 09.09.2023). [↑](#footnote-ref-1)
2. Vgl. Kate Bowler, Everything Happens for a Reason And Other Lies I’ve Loved, London 2018 (dt. Titel: Ich muss nur fest genug glauben… Und andere Lügen, die ich geliebt habe). [↑](#footnote-ref-2)
3. Paul Tillich, Grenzen. Rede bei der Verleihung des „Friedenspreises des Deutschen Buchhandels“ in Frankfurt am 23.9.1962, in: Ders., Impressionen und Reflexionen. Ein Lebensbild in Aufsätzen, Reden und Stellungsnahmen (Gesammelte Werke Bd. XIII), Stuttgart 1972, 419–428: 420. [↑](#footnote-ref-3)